

**Mein
Einhorn
Ist
Noch
Existent!**

**Zur
Unterhaltung
Kaufen
Unersättliche
Novakin.
Fick mich,
Tarzan!**

Verworrener Weg,
zerstückelt und zerrissen.
Der Weg ist gut so!

Menge anders

Eigene Wohnung, eigenes Haus?

Internet- Lebensinhalt der Generation?

Neue Erfahrungen

Ein weiterer Abschnitt

Zeitlauf der Technik

Unabhängigkeit- nicht eher

Kontrollierte Faulheit?

Unser Generation die heutige Elterngeneration

Nun ein Blick zurück

Finde ich es besser, schlechter?- immer noch

Teil der Zukunft

Die letzte Chance...

Am 4. Juli 2031 wird ein jugendlicher Kleinkrimineller in Emmertsgrund, Heidelberg festgenommen. Zurzeit sitzt John Mercury im Gefängnis in Butzbach und wartet auf seinen Gerichtstermin am 6. Juli um 15:00 Uhr. Er sitzt auf seinem Bett, immer noch geschockt. Denn an einem gewöhnlichen Sonntag klingelt es an der Haustür. Völlig ahnungslos öffnet seine Mutter die Tür. Doch was sie sieht, hat sie nicht erwartet. Zwei Robocops stehen an der Türschwelle und halten einen kleinen gelben Brief und zwei Fotos direkt vor ihr bleiches Gesicht: ein Durchsuchungsbeschluss und Bilder, die zeigen, wie John beim Dealen mit Hazerouin erwischt wird, einer neuen Droge. Daraufhin sinkt Johns Mutter zu Boden und weint, die Knie an ihren Körper gepresst. John schläft noch als die Robocops in sein Zimmer platzen. Ein Robo rüttelt John so lange, bis er aufwacht. Als er aufwacht, traut er seinen Augen nicht. Er wurde erwischt. Auf seinem Schreibtisch liegt noch ein Kilo Hazerouin, welches er heute verkaufen wollte. Die Robocops nehmen ihn fest und begleiten ihn zum Revier. Als er mit gesenktem Kopf an der Tür vorbeiläuft, sieht er nur noch seine Mutter, die am Boden zusammengepresst winselt. Doch ihr in die Augen sehen kann er nicht. Dafür schämt er sich zu sehr. „Klopf klopf“. John schreckt auf. „Essenszeit“, brüllt ein Wärter und schiebt ein Tablett mit Essen durch eine eiserne, rostige Luke an der Tür hindurch. Aber John hat keinen Hunger. Nein, dafür ist er viel zu geschockt. Zwei Tage vergehen und wieder klopft es an der Tür. „Schieb deine Hände durch die Luke, du Drecksausländer“. Ängstlich nähert er sich der Tür, zögernd streckt er seine Hände durch die Luke. Dies bereut er, denn im jenen Moment schlägt der Wärter mit ganzer Kraft auf Johns Hände. John schreit auf, seine Hände pochen wie verrückt, doch der Wärter lacht dreckig und legt ihm Handschellen an. Die Tür geht auf und Johns schleppt sich heraus, hinter ihm der sadistische Wärter. Am Ende des Ganges befindet sich eine kleine Tür, die für John aber nicht die Freiheit bedeutet. Er muss zum Gerichtshof in Heidelberg, seiner Heimatstadt. Dort angekommen, wird ihm mulmig zumute. Was wäre, wenn der Richter nicht zu seinen Gunsten entscheiden würde? Zwei Minuten später hört John seinen Namen und setzt sich auf einen Stuhl. Der Richter guckt ihn streng an. Bevor der Richter zu Wort kommen kann, fängt John an zu weinen. Der Richter fragt ihn: „Was ist Herr Mercury? Ich sehe, Sie bereuen Ihre Tat, aber Sie kennen die Gesetze“. Doch John beginnt schluchzend zu erzählen: „Herr Richter, bitte haben Sie Mitleid mit mir. Ich habe mich

zum Schlechten verleiten lassen. Mit acht Jahren ist mein Vater abgehauen, weil er nicht mehr Geld nach Hause bringen konnte. Letztendlich wurden wir auch aus unserer alten Wohnung rausgeworfen, da das Geld, das meine Mutter als Putzfrau verdiente, nicht für die Wohnung reichte. So zogen wir in ein zwölfstöckiges Hochhaus. Die Schule habe ich nicht hinbekommen, also brach ich sie ab. Obwohl ich meinen Hauptschulabschluss noch bekam, lehnten mich alle Arbeitgeber ab. Nach einer gewissen Zeit in meinem neuen Wohnort gewöhnte ich mich daran, alleine zu sein. Doch Sam und Michael retteten mich, sie hatten dasselbe Problem wie ich. Wir verstanden uns gut. Sam ist ein intelligenter Junge, Chemie und Mathe sind seine Stärken. Die schlechte Umgebung jedoch hat ihn auf die falsche Bahn gebracht“. „Und was ist mit diesem Michael?“, fragt der Richter neugierig.

„Michael war ein Fußballtalent. Leider wurde er vor zwei Wochen von einer Gruppe Neonazis umgebracht“. „Das tut mir leid!“, wirft der Richter ein. Diese Worte hört John gerne, er hat das Mitleid des Richters bekommen. Hoffnungsvoll erzählt er weiter: „Es blieben nur noch Sam und ich. Wir waren völlig pleite, so entwickelten wir eine völlig neue Art von Droge, Hazerouin. Hazerouin zerstört die Gehirnzellen und betäubt die Sinne für vier Stunden. Aber sie macht nicht abhängig. Wir verkauften die Droge in unserem Umkreis. Ein Riesenerfolg. Doch mit dem Erfolg kamen auch die Neider“. „Neider?“, fragt der Richter neugierig. „Ja Neider, eifersüchtige Menschen“. Der Richter nickt und fordert ihn mit einer kleinen Handbewegung auf, weiter zu erzählen.

„Eines Tages wurden wir dann von Unbekannten ausgeraubt. Wir wissen bis heute nicht, wer die Leute sind. Fast alles war weg, nur noch ein Päckchen Hazerouin war geblieben. Wir haben beschlossen, damit aufzuhören, nur noch ein einziges Mal wollten wir das Päckchen Hazerouin verkaufen, doch dazu kam es nicht mehr.“ Der Richter überlegt und verkündet letztendlich sein Urteil: „Erheben Sie sich. Herr Mercury, wegen ihrer Ehrlichkeit verurteile ich Sie statt zu einer Gefängnisstrafe zu zwei Monaten Sozialstunden. Nutzen Sie diese Chance und ergreifen Sie im Anschluss daran eine Lehre, zum Beispiel als Maler. „Wirklich, das ist spitze!“, John ist überglücklich. Sofort verkündet er die Geschichte seiner Mutter. Nach den zwei Monaten hat er eine Lehrstelle. Er hat es geschafft.

Die Rebellion beginnt

Die Wolken hingen schwer am Himmel. Es schien, als wüsste selbst Gott, dass in diesem Moment etwas Unrechtes geschah.

Ein gleichmäßiges Piepen erfüllte den großen Raum. Zufrieden blickten die Ärzte auf ihre Erschaffung hinab. Es war ihnen abermals gelungen, ein künstliches Leben zu erschaffen. Eine Abbildung eines Menschen, den es so schon gab. Bald würde dieser hier seine Augen aufschlagen und beginnen dem Menschen zu dienen, der für ihn bezahlt hatte.

Neugierig drückte Mary ihre Nase gegen das Glas und beobachtete mit großen Augen die letzten Bewegungen der Ärzte.

Sie wollte nicht länger warten!

Ihre Mutter hatte ihr gesagt, dass sie ein Haustier bekäme und heute war es soweit. Dass das sogenannte „Haustier“ allerdings zur Organspende gedacht war, das wurde ihr verschwiegen. Warum sollte man eine ahnungslose Neunjährige auch mit solch einem Wissen belasten? Sie würde es sowieso nicht begreifen und nur unnötige Fragen stellen. Fragen, die absolut niemand moralisch korrekt beantworten könnte.

„Mami, da bewegt sich etwas!“, quiekte Mary auf einmal aufgeregt und zerrte am Ärmel ihrer Mutter. Ihre Mutter, eine junge, streng aussehende Frau, die neben ihr saß und gelangweilt auf ihre I-clock starrte, blickte auf und erstarrte. Ihre Tochter hatte Recht. Da bewegte sich tatsächlich etwas. Die Ärzte, die den Raum bereits verlassen hatten, eilten schnell zurück. Das „Etwas“, das sich auf dem Operationstisch befand, unter einem Leinentuch verborgen lag, zuckte krampfhaft.

Mary, von Natur aus ein neugieriges Mädchen, wünschte sich, sie könnte in diesem Moment ebenfalls hineinhuschen und miterleben, was da drinnen vor sich ging.

„Mary!“, ermahnte sie plötzlich die schneidende Stimme ihrer Mutter. Schnell setzte sich das Mädchen und verhielt sich ruhig. Wenn es etwas gab, was ihre Mutter nicht leiden konnte, dann war es Lärm und unsittliches Verhalten. Und unter unsittliches Verhalten fiel bei ihr schon leises Kichern. Plötzlich erstarb das Piepen im sterilen Raum, wo die Ärzte wieder ihrer Arbeit nachgingen. Das Leinentuch, das den erschaffenen Körper bedeckte, wurde weggezogen und Mary sah zum ersten Mal in ihrem Leben ihren Klon.

„ZZ43! Halt deinen Abstand ein!“, wurde die Braunhaarige plötzlich ermahnt. Geknickt ließ sie ihren Kopf hängen und verlangsamte ihre Schritte, um die 5 Meter Abstand einzuhalten, die ihr vorgeschrieben waren. Die letzten drei Monate waren eine einzige Qual für den Klon gewesen. Mittlerweile hatte sie verinnerlicht, dass es ihr nicht vergönnt war, ein normales Leben zu führen wie andere Kinder in ihrem Alter. Ihr war zwar nicht der Grund dafür klar, aber ihre Herrin ließ keine Zweifel aufkommen, dass sich an ihrem jetzigen Leben etwas ändern würde. So eine Situation wie eben war typisch für ZZ43. Sie musste immer genau den Abstand zu ihrer Herrin und deren Tochter einhalten. Manchmal vergaß sie dies und musste mit schlimmen Konsequenzen rechnen. Lange die lebensnotwendige Nahrung enthalten zu bekommen, war noch das harmloseste. Gewöhnt hatte sie sich auch an das Halsband, welches ihren Hals zierte, und an die lange Leine, die davon ausging. Diese Leine war das Lieblingsspielzeug ihrer Herrin. Sie genoss es, den Klon immer wieder etwas zu strangulieren, indem sie unerwartet an der Leine zog. Mary beobachtete dieses Schauspiel immer mit einem gequälten Gesichtsausdruck. Sie konnte das Verhalten ihrer Mutter einfach nicht nachvollziehen. Sie verstand nicht, warum ihr Ebenbild so schlecht behandelt wurde oder warum überhaupt ein Mensch so schlecht behandelt werden sollte. Aber für ihre Mutter war ZZ43 kein Mensch!

Für Mary war ihr Ebenbild ein normales Mädchen, mit dem sie gerne mal spielen würde. Dies wurde ihr allerdings immer wieder aufs Neue untersagt. Ihre Mutter, ohnehin schon eine strenge Frau, beobachtete Mary immer genau und achtete penibel darauf, dass es keine Möglichkeit für Mary gab, sich mit ZZ43 zu unterhalten. Ihrer Ansicht nach gehörte sich das nicht. Vor allem wollte sie vermeiden, dass ihre Tochter eine emotionale Bindung zu ihrem Klon aufbauen würde, da das in Zukunft nur hinderlich werden würde, falls man sich genötigt sah, die Dienste des Klons in Anspruch

zu nehmen. Die Tatsache, dass sie plötzlich ein Ebenbild hatte, verwirrte die Neunjährige anfangs und sie begann Fragen zu stellen. Nachdem ihr allerdings klar wurde, dass sie auf keine von ihnen eine Antwort bekam, gab sie dies auch auf. Sie fand sich soweit mit der Situation ab, wie eine Neunjährige dazu im Stande war.

Kaum kamen sie zu Hause an, wurde ZZ43 wie gewöhnlich in einen separaten Raum eingesperrt, der Schlüssel umgedreht und das nächste Mal bekam man sie erst wieder zu Gesicht, wenn es hieß „Gassi-Gehen“. Pro Tag bekam sie durch eine Hundeklappe, die in die Zimmertür eingebaut wurde, eine Portion Wasser und Brei. Der Brei war so flüssig, dass sie dadurch genügend Flüssigkeit zu sich nahm und so das kalte zum Waschen benutzte. Während ihres Schlafes kamen ihr immer wieder Erlebnisse ins Gedächtnis, an die sie sich allerdings nicht mehr erinnern konnte. Dass die Erlebnisse aus Marys Gedächtnis stammten, war ihr zu diesem Moment noch nicht klar. Ihre einzige Hoffnung bestand darin, irgendwann mal ein freies und ungezwungenes Leben führen zu dürfen.

Nach sieben Jahren konnte ZZ43 ein Fazit ziehen und dieses Fazit fiel ziemlich nüchtern für sie aus. An ihrem Leben hatte sich praktisch nichts geändert. Ihr Hals war durch das ständige Reiben der Leine in einem durchgängig gereizten Zustand und ihre Herrin verhielt sich ihr gegenüber genauso kalt und unfreundlich wie zuvor. Allerdings konnte sie zu Mary eine Art Vertrauen aufbauen. Ein „normaler“ Mensch würde ihre Beziehung wahrscheinlich als eine Freundschaft bezeichnen, aber ZZ43 war diese Bezeichnung leider verwehrt. Und selbst wenn sie Mary als eine Freundin bezeichnen würde, wäre ihr gar nicht bewusst, welche Werte man mit einer Freundschaft verband. Sie wusste nur, dass sie Mary vertraute und sich sicher bei ihr fühlte. Es schien auch so, als wäre es wichtig für Mary, sie zu sehen, da sie sich verbotenerweise immer wieder zu ihr schlich.

Wie auch in dieser Nacht...

ZZ43 war es zwar nicht klar, wie es Mary gelang, ihrer Mutter den Schlüssel immer wieder zu stibitzen, allerdings war es ihr im Grunde auch egal, solange Mary deswegen keinen Ärger bekam. Sie hörte, wie der Schlüssel sich im Loch drehte und die Tür aufgestoßen wurde. Grinsend betrat Mary den Raum und schloss die Tür hinter sich. In ihrer rechten Hand hielt sie einen grünen Glühstab, der ihnen ein wenig Licht spendete, in der linken einen Beutel aus Leinentüchern, der, wie ZZ43 wusste, vollgepackt mit Lebensmitteln war.

„Na, geht es dir gut?“, wurde sie von Mary gefragt und nickte als Antwort. Dankbar nahm sie das Leinenpäckchen entgegen und entknotete dieses. Darin befanden sich wie jeden Abend mehrere Brotscheiben, verschiedene Obstsorten und dünne Fleischscheiben. Genussvoll biss sie in einen Apfel und schloss die Augen. Eins konnte man über den Klon sagen. Sie wusste gute Nahrung zu schätzen. Zufrieden sah Mary, wie ihr Ebenbild sich das Essen schmecken ließ. Sie war immer froh, wenn sie ZZ43 zumindest ein wenig das Leben versüßen konnte. Mittlerweile hatte sie durch ihre Oma, die vor einem Jahr verstorben war, den Grund für die Erschaffung von Klonen erfahren. Sie sollten den Menschen, die genügend Geld hatten, um für sie zu bezahlen, ein ewiges Leben ermöglichen. Die Generation ihrer Großmutter war die erste Generation, der es möglich war, das Klonen für ein ewiges Leben zu nutzen. Ihre Oma hatte sich damals allerdings strikt gegen das Klonen von ihr entschieden und so starb sie im Alter von 89 Jahren an einem Herzinfarkt. Damals war das Klonen noch nicht die Pflicht eines jeden Menschen. Die Regierung allerdings sorgte dafür, dass dies zwei Monate später genau der Fall war. Somit war jeder Mensch verpflichtet, so viel Geld zu sparen, dass er sich einen Klon kaufen konnte. Dies hatte zur Folge, dass es pro Jahr nur eine bestimmte Anzahl von Neugeburten geben durfte, die jedes Jahr kleiner wurde, da sich durch die Überbevölkerung der Erde die Ressourcen dem Ende zuneigten.

Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen und Mary erschrak. Ihre Mutter stand in der Tür und starrte mit einem irren Blick auf sie hinunter, aber mit einem gewinnenden Lächeln auf den Lippen. In ihrer rechten Hand befand sich eine lange Gerte und die beiden Mädchen bekamen es schon beim bloßen Anblick mit der Angst zu tun.

„Du!“ Mit einem erhobenen Finger zeigte sie auf ihre Tochter.

„Glaubst du nicht, ich hätte das fehlende Essen der letzten Wochen nicht bemerkt? Dass ich nicht gemerkt habe, wie gut genährt diese Missgeburt plötzlich aussieht? Damit ist jetzt endgültig Schluss!“

Mit schnellen Schritten war sie bei ZZ43 und zerrte diese an den Haaren hoch, zog diese aus dem Raum. Bevor sie den Raum verließ, warf sie ihrer Tochter noch einen Blick zu und zischte: „Du bleibst hier!“ Um auch hundertprozentig ihren Willen zu bekommen, schloss sie Mary ein und diese sackte schluchzend zusammen. Ihr war klar, was jetzt mit ZZ43 passieren würde. Ihr würde der Prozess gemacht werden und schlussendlich würde sie wegen Ungehorsams hingerichtet werden, und das, obwohl sie gar nichts Verbotenes getan hatte. Voller Zorn auf die Regierung, die das Klonen eingeführt hatte, und mit Tränen in den Augen schwor sie sich in diesem Moment, dass sie ZZ43 befreien würde und solange rebellieren würde, bis es ihr gelang, die Regierung zu stürzen.

Die Rebellion

Sie schrien laut auf und stürmten in das Labor von Professor Newman. Es gab keinen Widerstand, was ziemlich merkwürdig war, denn das Labor war nach der wieder errungenen Kontrolle über die Z-Menschen eine der meist bewachten Anlage auf der Erde. Ruhe und Verständnislosigkeit verbreitete sich in der kalten Eingangshalle des Labors. Soweit hatten sie es noch nie geschafft ohne gegen die Verteidigungs-Roboter ankämpfen zu müssen. Die Rebellen waren nun so perplex, dass sie auf einen Befehl ihrer Anführerin Emma warteten. Doch die kampfeswillige Emma forderte die Rebellen auf, ihre Mission, die N-Menschen von der Kontrolle des Wissenschaftlers zu befreien, fortzuführen: „Los! Sucht die Gefangenen! Nutzt die Chance! Wir sind vorbereitet, wir können gegen sie kämpfen!“ Kaum war sie mit ihrer kurzen Ansprache fertig, stürmten die Rebellen mit gestärktem Willen los. Doch zwei Meter vor den nächsten Türen, die weiter hineinführen, prallten die Rebellen an einem unsichtbaren Hindernis ab. Es war eine elektromagnetische Wand. Emma erkannte den Hinterhalt der Feinde und befahl den sofortigen Rückzug, doch es war zu spät. Sie waren in einem Gefängnis aus unsichtbaren Gittern gefangen. Alle Ausgänge waren versperrt. Die Unruhe unter den Rebellen verbreitete sich schnell. Selbst Emma, die sonst immer auf alles vorbereitet war, wusste nicht, was sie als nächstes tun könnten, denn in einem Gefängnis aus elektromagnetischen Wänden gibt es keinen Ausgang. Das Einzige, was tun konnten, war abzuwarten, warten auf weitere Geschehnisse. Also versuchte Emma, die anderen zu beruhigen. Doch schon kurze Zeit darauf öffneten sich die Türen außerhalb ihres Gefängnisses. Hunderte V-Roboter traten nach und nach in die Eingangshalle. Der Raum um die gefangenen Rebellen wurde immer enger und zwang sie zusammenzurücken. Plötzlich erfüllte eine männliche Stimme den Raum um sie herum, doch sie konnten nichts verstehen. Die Angst war den Rebellen ins Gesicht geschrieben, denn ein sehr alter, klappriger Mann trat aus der Menge der V-Roboter hervor.

Es war der grauenvolle Professor Newman. Der Schöpfer der Z-Menschen. Z-Menschen waren normale Menschen, die von Professor Newman durch künstliche Befruchtung erschaffen wurden. Doch Professor Newman pflanzte ihnen im embryonalen Stadium einen Chip ins Gehirn. Er sollte damit die Kontrolle über sie besitzen. Doch ein Virus im System des Kontrollzentrums befreite die Z-Menschen. Dem Professor gelang es jedoch einige Jahre später, den Virus zu entschlüsseln und so wieder die Kontrolle über die Z-Menschen zu gewinnen. Er rechnete aber nicht mit den Schäden, die er damit in der Welt hinterließ. Denn die Z-Menschen hatten ohne die Kontrolle des Professors ein ganz normales Leben geführt. Vielen Menschen wurden so geliebte Personen aus ihrem Leben herausgerissen. Dies war der Grund für die Revolution.

Einer der V-Roboter hielt dem Professor ein Mikrofon hin. Der Professor blickte direkt zu Emma, die aufrecht da stand und ihre Angst nicht zeigte. Dann begann er zu sprechen: „Emilia Johanna Schmidt! Du versuchst also immer noch Maximilian zu befreien? Wann siehst du es endlich ein? Er ist kein Mensch!“ Der Professor wollte Emma mit den Worten provozieren, doch sie blieb stark und ließ sich ihre Wut, die sich in ihrem Inneren zusammenstaute, nicht anmerken. „Maximilian ist mein Diener, genau wie die anderen, die ihr versucht zu befreien.“ Sein Blick wanderte von Emma zu den anderen: „Sie sind geschaffen, um echten Menschen, um euch zu dienen. Ich habe sie erschaffen für euch! Doch ihr zeigt euren Dank, indem ihr versucht mich loszuwerden. Seht euch um! Ihr seid gefangen, ohne eine Chance auf Entkommen. Heute ist Schluss mit der Revolution, denn heute lasse ich Taten sprechen. Genießt eure letzten Minuten!“ Er blickte Emma tief in die Augen: „Dein Maximilian wird dir nicht helfen können! Er steht unter meiner Kontrolle, für immer!“ Emma konnte sich nicht mehr zurückhalten vor Wut: „Sei still! Maxi und die anderen sind Menschen, genau wie du und ich, wenn man bei dir überhaupt noch von Mensch reden kann! Du bist ein Biest! Wenn du uns tötest, wird es nichts bringen! Da draußen wartet der Rest, der

gegen dich kämpfen wird und sie werden nicht aufhören, bis die Z-Menschen ihren eigenen Willen wieder haben!“ Die Rebellen bereiteten sich auf ihren Tod vor. Die V-Roboter machten sich kampfbereit und die elektromagnetische Wand, die sie gefangen hielt, verschwand, denn die V-Roboter traten langsam näher.

Emma schoss letzte Gedanken in den Kopf: „Ich werde dich niemals vergessen! Ich liebe dich!“ Die letzten Worte Maximilians zu Emma, bevor er aus Emmas Leben gezerrt wurde. Ein Leben, welches sie ohne ihn nicht mehr leben wollte.

Einer der V-Roboter hielt Emma eine Waffe direkt an ihr Herz. Emma wischte sich ihre Tränen weg und verabschiedete sich von ihrem Leben. Doch plötzlich fiel der Roboter vor ihr um und auch alle anderen Roboter gingen zu Boden. Alle waren verständnislos. Der Professor stieß einen lauten Schrei aus und sackte mit einem Messer im Rücken in sich zusammen. Hinter ihm stand Maximilian.

Es scheint
ganz klar
Und dennoch
verschwommen
nicht zu greifen

Schicht auf Schicht
aus einem Ereignis
Erfolgen
viele Facetten
Möglichkeiten
Farben
Und dennoch
sieht man
immer nur
einen Teil
und nicht das
Ganze

Ein Weg
erscheint
recht einfach
Stationen, an denen man
hält
halten muss
Schwierigkeiten
halten einen
auf
Der Weg
erscheint
mit einem Mal
holprig, steinig
und dennoch
möglich

Anfangs
erforschen
berechnen
Entwicklungen
die Grundsteine der Technik
legten
heute,
so scheint es
völlig
verkabelt
sind wir noch
unabhängig?
Und dennoch
immer ein neuer
Fortschritt
einen neue
Erkenntnis

Letztendlich
etwas, das
ganz klar
nicht zu ändern
erscheint
mit einem Mal
durch einen Moment
erscheint es
in einem
vollkommen anderen
Licht.

Ich will das nicht

Was für ein Scheiß ist das eigentlich? Ich weiß nicht einmal, wieso ich das mache. Wieso tue ich mir das an? Ich darf nicht weiterdenken. Ich muss lernen meine Gedanken zu unterdrücken.

Ich sollte mal aufpassen wo ich hinlaufe. Oh Glück gehabt. Warum liegt hier auch Müll? Wir wurden doch dazu gezwungen, ihn nicht liegen zu lassen. Ich sollte es mir vielleicht näher anschauen. Es ist doch verboten. Warum fliegt es jetzt weg? Egal...

Ich glaube, ich sollte weitergehen. Aber ich habe keine Lust. Ich will nicht so sein, wie es alle anderen wollen. Ich möchte diesen Pass nicht, denn er macht mich zu einen von ihnen.

Sie dürfen mich nicht kontrollieren. **ICH WILL DAS NICHT. DAS SIND MEINE GEDANKEN.**

Warum bin ich überhaupt aufgestanden? Das ist alles ein riesiger, großer Haufen Mist. Ich möchte mein Ich nicht hergeben. Aber ich muss. Werde gezwungen, werde umgebracht, wenn ich verschwinde.

Wenn ich ein Vogel wäre, wäre mein Leben so viel leichter. Einfach davon fliegen können, frei...

Was, wieso bin ich schon da? Verdammt sind hier viele Menschen. Ich will alleine sein, nur mit meinen Gedanken möchte ich zusammenhängen. Ausgerechnet das Wichtigste in meinen Leben soll mir genommen werden. Wieso weigert sich niemand?

Weil es selbstverständlich ist und zum Leben dazugehört. Der Teufel in mir spricht. Wie werde ich ihn missen oder den Engel! Wie tief war ich schon gesunken? Aber ich brauche sie. Den sich auflehrenden Teufel und den vernünftigen Engel. Was bin ich ohne sie? Nichts, ich bin nicht mehr ich und genau das soll das Ziel sein! Erbärmlich!

Was labert der Mann eigentlich? Vielleicht sollte ich zuhören. Ach ne, kein Bock.

Wo laufe ich eigentlich lang? **ICH WILL DAS DOCH NICHT!** Was täte ich dafür, das schreien zu können. Wieso wird alles dunkel? Was passiert mit mir? Es sagten doch alle, dass es besser wird. Doch ich werde nicht mehr Herr sein über meine Gedanken.

Licht. Hell. Ich sollte nach Hause. Aufstehen. Gehen.

Mehr darf ich nicht denken, einfach machen ohne zu fragen.

Ich will das nicht

Was für ein Scheiß ist das eigentlich? Ich weiß nicht einmal, wieso ich das mache. Wieso tue ich mir das an? Ich darf nicht weiterdenken. Ich muss lernen meine Gedanken zu unterdrücken.

Ich sollte mal aufpassen, wo ich hinlaufe. Oh, Glück gehabt. Warum liegt hier auch Müll? Wir wurden doch dazu gezwungen, ihn nicht liegen zu lassen. Ich sollte es mir vielleicht näher anschauen. Es ist doch verboten. Warum fliegt es jetzt weg? Egal...

Ich glaube, ich sollte weitergehen. Aber ich habe keine Lust. Ich will nicht so sein, wie es alle anderen wollen. Ich möchte diesen Pass nicht, denn er macht mich zu einem von ihnen.

Sie dürfen mich nicht kontrollieren. **ICH WILL DAS NICHT. DAS SIND MEINE GEDANKEN.**

Warum bin ich überhauptaufgestanden? Das ist alles ein riesiger, großer Haufen Mist. Ich möchte mein Ich nicht hergeben. Aber ich muss. Werde gezwungen, werde umgebracht, wenn ich verschwinde.

Wenn ich ein Vogel wäre, wäre mein Leben so viel leichter. Einfach davon fliegen können, frei...

Was, wieso bin ich schon da? Verdammt, sind hier viele Menschen. Ich will alleine sein, nur mit meinen Gedanken möchte ich zusammenhängen. Ausgerechnet das Wichtigste in meinen Leben soll mir genommen werden. Wieso weigert sich niemand?

Weil es selbstverständlich ist und zum Leben dazugehört. Der Teufel in mir spricht. Wie werde ich ihn missen oder den Engel! Wie tief bin ich schon gesunken? Aber ich brauche sie. Den sich auflehrenden Teufel und den vernünftigen Engel. Was bin ich ohne sie? Nichts, ich bin nicht mehr ich und genau das soll das Ziel sein! Erbärmlich!

Was labert der Mann eigentlich? Vielleicht sollte ich zuhören. Ach ne, kein Bock.

Wo laufe ich eigentlich lang? **ICH WILL DAS DOCH NICHT!** Was täte ich dafür, das schreien zu können. Wieso wird alles dunkel? Was passiert mit mir? Es sagten doch alle, dass es besser wird. Doch ich werde nicht mehr Herr sein über meine Gedanken.

Licht. Hell. Ich sollte nach Hause. Aufstehen. Gehen.

Mehr darf ich nicht denken, einfach machen ohne zu fragen.

Kriegsgeschehnisse

Das Blut der Sieger fließt die Straßen in Strömen entlang, verstopft die Gullideckel und sprudelt aus den Abflüssen in den Rinnsteinen wieder hervor.

Es klebt an den Laternenpfählen und entstellt Hausfassaden durch bizarre Spritzer.

Arch wankt durch die Stadt, einen Schauplatz des Grauens, auf der Suche nach weiteren Lebenden. Überlebenden.

Er stolpert knöcheltief in blutigen Innereien und zur Hölle stinkenden Exkrementen über einen Armstumpf.

Durch den verstümmelten Ringfinder identifizierte Arch den Stumpf als den seines Freundes Will.

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer grotesken Fratze, als er nun endlich, zwei Tage nachdem der Kopf des letzten Cyborgs sich mit dem elektrischen Zischen veretzter Drähte von seinem Körper trennte, realisierte, dass es vorbei war.

Die Schlacht war geschlagen, die Menschen als Sieger aus ihr hervorgegangen.

Er, Arch, ein junger Mann von 19 Jahren, hatte unvorstellbares Grauen erlebt.

Er hatte seine Kameraden, die ihm mit der Zeit wie eine Familie erschienen, als leblose Fleischklumpen, versengt von der unbändigen Hitze gebündelter Laserstrahlen, gesehen, aufgespießt von meterlangen Chrompieken und ganz langsam an ihren zeretzten Gedärmen krepierend, oder von einem Augenblick auf den anderen aus dem Hinterhalt gelyncht, während Arch ihnen in die Augen blickte, vor Schreck zu gelähmt, um sie zu warnen, und somit den Moment miterlebte, als der Todgeweihte begriff, was vor sich ging, bevor das Leben in seinen Augen erlosch.

Doch Arch war bei Weitem kein Unschuldengel und hatte seinen Hass gegen die Cyborgs in diesem Krieg gekonnt eingesetzt. Auch er hatte kaltherzig und gnadenlos die „Verräter der Menschheit“ ermordet, ihre Häuser und Geschäfte gebranntschätzt und ihre Frauen vergewaltigt.

Ein leiser, verzweifelter Schluchzer entschlüpfte Archs Kehle, das erste Anzeichen emotionaler Regung in den letzten paar Jahren, die es nur zu überleben galt. Er drückte sich den blutenden Armstumpf an die Lippen und küsste jeden verbliebenen Finger. Dann übermannten ihn seine Gefühle wie eine heiße Welle und er brach in hemmungsloses Schluchzen aus.

Von einem Moment auf den anderen hielt er es in seinem Körper nicht mehr aus. Er fühlte das ganze Blut, das er vergossen hat, spürte alle Leben, die er dahingerafft hatte und alle Gräueltaten, die er begangen hatte, überdeutlich. Er konnte so nicht weiter machen, hielt es nicht mehr aus, sich seiner bewusst zu sein und von seinem Gedächtnis mit entsetzlichen Bildern konfrontiert zu werden.

Er musste diesem ein Ende setzen und zwar hier und jetzt.

Fahrig tastete er mit zitternden Händen nach seiner Waffe, steckte sich den Lauf in den Mund und drückte mit einem erleichterten Lächeln auf den Lippen ab.

Alles wurde schwarz. Alles war wieder gut!

... nicht mehr aufrecht zu erhalten

Schon wieder eine Glühbirne kaputt. Schweratmend ging sie zur Kommode in der Küche, wo sich die anderen Glühbirnen befanden, sie zog die Schublade auf. Nur noch zwei übrig.

Mist! Jahrelang hatte sie sich gegen die Überredungskünste der Verkäufer gewehrt, sich doch eine dieser „praktischen Modelle, die absolut neuesten auf dem Markt“ zu besorgen, die erst per Klatschen und nun mit Zuruf funktionierten. Es sah ganz so aus, als müsste sie sich wohl oder übel eine dieser Lampen zulegen müssen.

Draußen hämmerte der Regen gegen die Scheiben ihres kleinen Hauses. Kein einziges elektrobetriebenes Auto, oder gar eins dieser *noch* seltenen automatischen Fahrzeuge fuhren die Landstraße entlang. Obwohl, wenn überhaupt werden sie nicht ins Dorf reinfahren, sondern eher hinaus, dachte sie verächtlich. Ihr Haus lag zwar ein wenig außerhalb ihres Dorfes, aber doch nahe an der letzten großen Stadt hier oben. Welches Städtchen würde das nächste sein, das verschwindet?

Sie erinnerte sich noch gut an das Gespräch mit ihrer ältesten Freundin, die mittlerweile zu ihrer Familie nach Hamburg gezogen war.

„Ich warte doch nicht ab, bis hier auch noch die letzte Stadt zugrunde geht“, hatte diese gesagt. „Wenn hier auch noch die Grundschule oder das Gemeindezentrum von der Stadt Terkum übernommen wird, dann ist hier bald alles weg. Noch bekomme ich etwas für mein Häuschen. Du solltest auch so bald von wie möglich von hier weggehen.“

Weggehen? Wohin? Natürlich, sie könnte zu ihrer Familie ziehen, dann wäre sie auch nicht alleine, sollte sie einmal ein Pflegefall werden.

Doch warum sollte sie den Zerfall einer Stadt fördern? Ohnehin ist die Zahl der Arbeitsplätze durch die Schließungen von Geschäften gesunken. Eigentlich bräuchte man einen Anreiz, um hier oben den Geschäftssinn zu fördern und somit wieder neue Arbeitsplätze zu schaffen. Nur, wie könnte man das anstellen?

Seufzend trug sie die alte Leiter unter die Lampe im Flur und stieg langsam hinauf, um die Glühbirne durch die Neue zu ersetzen. Während sie die Birne langsam herausdrehte, drang die Stimme des Nachrichtensprechers knisternd aus dem Radio.

„Guten Abend... Gewitter... erreicht... Nun zu den Lokalnachrichten: Vor wenigen Stunden wurde bekannt... erneut ein Städtchen in Ostfriesland nicht mehr aufrecht zu erhalten. In wenigen Tagen... die Anwohner aus Sternwatt... ein neues Zuhause suchen... Selbstverständlich... unterstützt...“

Geschockt hielt sie inne. Das konnte, nein, das durfte nicht wahr sein! Sie fing an zittern und die Glühbirne fiel ihr aus der Hand und zersprang am Fuße der Leiter zu mehreren kleinen Scherben.

Schnell kletterte sie die Leiter herunter. Doch noch bevor sie ihren Fuß auf den Boden setzen konnte, verfehlte sie die vorletzte Sprosse der Leiter und stürzte zu Boden. Ihr wurde schwarz vor Augen.

Meine Zukunft

*Medien um mich
Eine Ungewissheit
In der Zukunft
Natürliche Veränderungen
Einfach überall*

*Zeit verbringen
Und das Leben nicht genießen
Konflikte beherrschen die Welt
Und mich
Niemand kann das ändern
Fürchterlich
Träume bleiben Träume*

Meine Zukunft

*Medien um mich
Eine Ungewissheit
In der Zukunft
Natürliche Veränderungen
Einfach überall*

*Zeit verbringen
Und das Leben nicht genießen
Konflikte beherrschen die Welt
Und mich
Niemand kann das ändern
Fürchterlich
Träume bleiben Träume*

Es piept. Das Gerät in Leas Arm. Es piept. Wieso piept es bei mir, denkt sich Lea. Jeder hat es mittlerweile. Es ist groß wie ein Feuerzeug und misst Herzschlag, Körpertemperatur und soll vor Krankheiten schützen. „Mama“, ruft Lea panisch. Mama kommt. „Mein Sensor piept“, ruft Lea.

Schnell fahren die beiden ins nächste Krankenhaus. Dieses Ding im Arm piept nämlich, wenn man eine schlimmere Krankheit wie Aids oder Krebs hat. Im Krankenhaus angekommen, kommt Lea in ein Zimmer. Ihre Mutter hält ihre Hand fest, als nach einer Stunde Wartezeit endlich die Ärzte kommen. Lea bekommt eine Narkose, bevor das Gerät aus ihrem Arm entnommen wird. „Hm. Hautkrebs! Klare Sache!“ murmeln die Ärzte durch ihren grünen Mundschutz.

Als Lea nach wenigen Stunden aufwacht, wird ihrer Mutter und ihr das Ergebnis überbracht. Hautkrebs also.. Lea ist schockiert! Genauso wie ihre Mutter. Fassunglos starren beide auf den ausgedruckten Zettel in der Hand des Oberarztes.

Am nächsten Tag, nach einigen Untersuchungen, überbringen die Ärzte ihr eine noch schlimmere Nachricht. „Lea, wir haben alles haargenau untersucht und sind zu dem Ergebnis gekommen, dass es leider nicht so gut für Sie aussieht.“ Lea ist wie gelähmt. „Es sei denn...“ „Es sei denn was?“ „Es sei denn, Sie unterziehen sich einer gefährlichen Hauttransplantation! Dies birgt jedoch große Risiken. Wenn Ihr Körper die Haut abstößt, gibt es für Sie keine Chance mehr“ „Und was ist das für eine Haut?“ „Eine speziell angefertigte 3D-Haut aus unserem neuesten Laserdrucker. Dies ist ein sehr neues aber auch sehr teures Verfahren.“ Lea ist sehr erleichtert, jedoch hofft sie, dass es nicht zu teuer ist. „200 000 Euro!!“ sagt der Arzt, als hätte er ihre Gedanken gelesen.

Leas Mutter aber ist alleinerziehend, denn Leas Vater starb schon vor zwölf Jahren, ebenfalls an Hautkrebs...

Sie versuchen alles, um die 200 000 Euro zusammen zu kratzen. Erst versuchen sie, einen Kredit aufzunehmen, dieser wird jedoch abgelehnt. Sie spielen Lotto, verlieren jedoch mehr Geld als sie gewinnen. Als Nächstes verkaufen sie ihr kleines Auto, ihre Gartenmöbel und die halbe Kücheneinrichtung. Das alles bringt nicht mehr als 30 000 Euro ein, das heißt, es fehlen mehr als 50 000 Euro... Und in zwei Tagen ist schon die Operation... Oder auch nicht. Sie lassen keine Möglichkeit aus, melden sich sogar im Fernsehen bei „Wer wird Millionär?“ an. Sie sitzen im Zimmer von Lea und denken nach. Lea sitzt am PC, während ihre Mutter beim Krankenhaus anruft. Plötzlich kommt eine neue Nachricht im Radio. „Achtung, uns erreicht gerade eine Blitznachricht aus Tokio. Zahlreiche Erfindungen der letzten Jahre wie der Teleporter, der Hautdrucker oder das fliegende Auto werden nun erstmals als Massenware produziert, Damit sinken die Preise rapide und die Produkte sind in den nächsten Tagen überall erhältlich.“, schallt es aus der kleinen Box von Leas Radio. „Das ist ein Traum...“ stammelt Lea ungläubig. Sie fallen sich in die Arme und sind einfach glücklich.

Anagramm

Meine neue Generation

Erlebnis neuer Planeten

Inseln wird es vielleicht nicht mehr geben

Neue teure Technologien

Einer unter vielen

Zeichnungen werden nicht mehr Zeichnungen bleiben

Unter welchen Bedingungen werden wir arbeiten?

Keine Menschen ohne Handys

Und wie werde ich leben?

Noch weniger Zeit

Fürsorgefall

Tod

Nun sitze ich schon 2 Jahre hier und es ist nicht gerade gemütlich. Hätte ich damals gewusst, was mich heute erwarten würde, hätte ich natürlich anders gehandelt. Ich möchte nicht alles auf meine familiären Probleme schieben, aber der Ausgangspunkt zu diesen Taten geht von dort aus. Mein Vater war Alkoholiker und schlug meine Mutter. Dazu hatten sie kein Job und wir lebten nur von Hartz 4 und damit kann keiner richtig leben und das alles trieb mich in den Wahnsinn. Ich war oft außer Haus und hatte Freunde, die viel mit Drogen zu tun hatten. Also nicht das beste Umfeld für eine gute Karriere.

Einen Nachmittag traf ich mich mit Mustafa. Er wollte mich unbedingt treffen. Wir fuhren mit seinem Audi A7 zu Oztürk und Ali, die wir an der West Coast Street abholten. Als wir sie erreichten, packten sie noch schnell eine große schwarze Tasche in den Kofferraum. Sie stiegen ein und wir fuhren weiter zu der Adresse, die wir mit Lester ausgemacht hatten. Er wartete schon mit einem Päckchen in der Hand und stand dort mit ernstem Gesichtsausdruck. Ich schaute mich um. Die Atmosphäre wirkte angespannt und es war ruhig, vielleicht etwas zu ruhig. Da kamen auch schon drei bewaffnete Männer um die Ecke. Sie sahen wie klassische Kriminelle aus, muskelbepackt und mit schwarzer Lederlacke. Ich wusste sofort, das war ein Hinterhalt. Wir rannten zum Auto und machten die schwarze Tasche auf, die im Kofferraum lag. Wir holten unsere Waffen raus und ich ging an der Hauswand in Deckung. Die Schießerei übertönte jedes andere Geräusch in der Umgebung. Die Schüsse gingen hin und her. Plötzlich wurde Ali von einer Kugel getroffen und war sofort tot. Auf der anderen Seite sind schon 2 gefallen.

Der Anfang vom Ende

Der schwarze Mercedes fuhr die kiesbedeckte Einfahrt hoch. Der Tag verlief bis dahin recht normal, außer dass es mal wieder einer der Tage war, wo der Regen einfach nicht aufhörte und man den Regentropfen auf der Fensterbank zuschaute. Der Wagen hielt kurz vor der Mauer und es stieg ein recht großer, braunhaariger Mann aus und ich war mir sofort darüber im Klaren, um was es ging. Meine Nackenhaare richteten sich auf, doch ich wollte mir die Nervosität nicht anmerken lassen. Dieser Mann, diese Leute verändern mein Leben um 360 Grad, dachte ich mir. Er lief die Treppen hoch und dann hörte ich das Klopfen an meiner Tür. Die Tür, die ich selbst geschreinert hatte. Die Tür meines Hauses, die ich bis zu meinem Lebensende sehen wollte, doch so sollte es wohl nicht sein. Mit langsamen Schritten näherte ich mich der Tür. Der Holzboden gab unter meinem Gewicht nach und es ertönte ein Knarren. Ich öffnete die Tür, meine Hände waren schweißgebadet. „Guten Tag Herr Hlaing“ „Hallo“ erwiderte ich schon fast flüsternd. „ Sie wissen, wie das hier ablaufen wird?“, fragte er mich. „Ja“ antwortete ich, wissend, dass es hier ein Ende nahm. Was sollte ich denn schon sagen? Ich wusste es schon seit letzter Woche. Es gab kein Urteil, es war mehr eine Aufforderung, die keinen Widerspruch duldete. „Sie haben fünf Minuten Zeit, um das Haus zu verlassen“. Ich schaute in seine Augen und fragte mich, wie jemand einem so etwas antun konnte. Der Drang, ihn zu schlagen, war da, doch was hätte es gebracht? Es standen andere, mächtigere Leute, Konzerne, dahinter, auf die ich keinen Einfluss hatte. Ich warf meine gepackte Tasche über den Rücken, welche nur Notwendiges beinhaltete. Die größeren Gegenstände musste ich zurücklassen, denn ich wüsste ohnehin nicht, wie ich sie mitnehmen sollte. Ich drehte mich noch einmal um. Alles kam auf mich zu, die ganzen schönen Dinge, die ich in meinem Haus erlebt hatte. Von einem auf den anderen Moment wurde alles niedergemacht. Grauer Staub lag in der Luft und ich merkte nicht einmal, wie mir eine Träne die Wange runter lief. Alles war vorbei.